



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Theorie des Romans und der Erzählkunst**

**Keiter, Heinrich**

**Essen-Ruhr, 1904**

IX. Der Titel

**urn:nbn:de:hbz:466:1-32500**

Ob man den einzelnen Kapiteln eine U e b e r s c h r i f t geben soll? Darauf kommt es wenig an. Zur Zeit der Romantiker waren Ueberschriften ziemlich allgemein üblich. Auch in unseren Tagen findet man solche noch oft, doch sind die Romane jetzt häufiger, deren Kapitel einfach nummeriert sind.

Alexander Dumas der ältere setzte über jedes Kapitel entweder eine Ueberschrift oder eine Anzahl Stichworte, zuweilen sogar 20 Zeilen und mehr umfassend, die gewissermaßen ein Résumé des Kapitels bildeten, doch ohne gleich den ganzen Inhalt zu verraten.

Goldsmith hat im „Prediger von Wakefield“ alle Kapitel mit Ueberschriften versehen, zum Teil sogar mit recht langatmigen, wie z. B. folgende:

18. Kapitel. Glück und Elend sind in diesem Leben mehr von der Klugheit als von der Tugend abhängig. Zeitliches Uebel oder Wohlergehen betrachtet der Himmel als Dinge, die an sich unwichtig und seiner Sorgfalt im Verteilen nicht würdig sind.

Solche Ueberschriften sind jetzt höchstens noch in ausgesprochen humoristischen Romanen zulässig.

Die einzelnen Kapitel sollen räumlich und zeitlich möglichst abgerundet sein, doch läßt es sich häufig nicht umgehen, in einem Kapitel die Ereignisse aus verschiedenen Orten und verschiedenen Zeiten zu vereinigen. Man hüte sich aber, die Erzählung so zu zerhacken, daß einzelne Kapitel aufhören, wo gar kein Ruhepunkt in der Handlung ist.

---

## IX. Der Titel.

Die Wahl eines Titels bereitet dem Verfasser oft ebenso ernste Sorgen wie dem Verleger, der häufig der Ansicht ist, daß „der Titel das Buch verkauft“. Deshalb mögen auch hierüber einige Bemerkungen Platz finden.

Es geschieht dies wohl am besten in Form eines historischen Rückblicks, der uns manches erklären wird, denn die Titelblätter sind wertvolle Dokumente für den Wandel des Geschmacks, wie für die Entwicklung, nicht bloß dessen, was man schrieb, sondern auch wie man schrieb.

Im klassischen Altertum benutzte man den Titel eines Buches noch nicht als Reklameschild, obschon es auch damals schon hübsche Titel gab. Auch bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst legte man auf die Titel wenig Wert. Die ersten Wiegendrucke hatten noch kein besonderes Titelblatt. Der erste, der einem gedruckten Werke ein solches beigab, war wahrscheinlich der Kölner Drucker Arnold Therhoernen (in einem 1740 erschienenen Sermo). Die Mode eines eigenen Titelblattes verbreitete sich dann übrigens schnell.\*)

Die Mode des langen Titels hatte ihre Blütezeit im 17. und 18. Jahrhundert.\*\*) Das Titelblatt eines jener politischen Romane des 17. Jahrhunderts, die die „bittere Aloe der Wahrheit mit dem Honig der angedichteten Umstände versüßen sollten“, kann sich kaum in Zusicherungen und Verheißungen an die Leser genug tun. Zwar ist nicht jeder Autor so neckisch, wie der Don Quijote-Uebersetzer von 1648, der den Leser gleich auf dem Buchtitel mit dem Verschen: „Kauß mich: Vnd liß mich. Nempt dich: So friß mich. Oder ich Bezahl dich“ apostrophiert, aber fast ein jeder fühlt sich verpflichtet, dem Bedürfnisse des Lesers nach Belehrung, Unterhaltung und ganz besonders nach vornehmer Gesellschaft schon im Titel Rechnung zu tragen. Der Leser, der einen jener Quartbände wälzte, sollte ohne weiteres des Bewußtseins froh werden, sich in guten Kreisen zu bewegen; dafür bürgte ihm die hohe Abkunft all der Personen, an deren wunderbaren Schicksalen er freundlich teilnahm, dafür bürgte ihm aber auch der grundgelehrte und unermüdet fleißige Autor, und endlich manches höfliche und freundliche Wort, das für ihn, den Leser, selbst abfiel. So kam es, daß der braunschweiger Superintendent Andreas Heinrich Buchholz von den „Christlichen Königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla auch Ihrer Hochfürstlichen Gesellschaft anmutigen Wundergeschichte“ erzählte und sie „allen Gott- und Tugendergebenen Seelen zur Anfrischung der Gottesfurcht und ehrliebenden Ergeßlichkeit“

---

\*) Dr. Heinrich Meisner, Büchertitelmoden. Zeitschrift für Bücherfreunde. 8. Jahrgang (1904/5), S. 38—43.

\*\*) Im Nachfolgenden geben wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers zum größten Teil eine hochinteressante Studie „Die Mode im Buchtitel“ wieder, die Dr. Rudolf Kürst im „Literarischen Echo“ (3. Jahrg. 1900/1901, Heft 16, Sp. 1089—1098) veröffentlicht hat.

empfehl; so teilte der höchstgeborene aller Romancier, Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, mit, seine „Römische Octavia“ sei auf Veranlassung einer „hohen königl. Prinzessin“ geändert und durchgehends vermehrt worden. Konnte oder wollte sich der Autor nicht mit seinen sozialen Beziehungen brüsten, so verschmähte er es nicht, sich einen Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben und die „große und unverdroffene Mühe“ anzupreisen, mit der das Werk hebräischen, persischen, arabischen Quellen entnommen sei. Man war überhaupt nicht blöde, sein Werk gleich im Titel zu rühmen, auch wohl ein schon früher erschienenenes durch eine wohlwollende Wendung neu in Erinnerung zu bringen. Man zählte gern schon im Titel all die Herrlichkeiten auf, die zu erwarten seien, man versicherte schon auf dem Titelblatte, daß der Inhalt lustig, kurzweilig, angenehm, nützlich, lehrreich und männiglich anzuempfehlen sei. Hans Jakob von Grimmelshausen war ganz besonders einer von denen, die den Erfolg eines älteren Buches für alle folgenden ausnützten und durch kräftiges Eigenlob noch zu steigern suchten: der „weltberufene Simplizissimus“ kehrt in den Titeln fast aller späteren Schriften wieder, und die „wunderseltzame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courasche“ kann ihren Lesern nicht wärmer empfohlen werden als durch die Zusicherung, sie solle ebenso „lustig, annemlich und nützlich zu betrachten“ sein, als Simplizissimus selbst. Betrachtet man die sogenannten simplizianischen Schriften, so findet man bei aller Ähnlichkeit der Art und des Tones doch einen nur äußerlichen, mitunter mühsamen Zusammenhang mit dem Hauptwerk, dem „Abentheurlichen Simplificissimus“, so daß der strenge Lessing wohl von einer Irreführung reden mochte, wenn er solche und ähnliche Werke zur Hand nahm, die nicht ganz das hielten, was der Titel verhieß.

Will man übrigens feststellen, wie sehr ein berühmt oder beliebt gewordener Buchtitel oft durch Jahrhunderte mit mehr oder weniger Zug in Verwendung blieb, so ziehe man die fleißige Bibliographie der Robinsonaden zurate, die G. Ulrich zusammengestellt hat. Neben unzähligen Uebersetzungen, Bearbeitungen, Nachahmungen des Buches von Defoe kennt Ulrich ein halbes Hundert von Pseudo-Robinsonaden, die sich auf mehr als ein Jahrhundert verteilen und in recht ungenierter Weise den

populären Titel für alle möglichen Zwecke ausbeuten, auch wohl weiten Gewissens alten Ladenhütern den vielversprechenden Titel vorsetzen. Oder, um ein anderes Gebiet zu streifen, die von Petis de la Croix und André Galland zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts mit wechselndem Glück unternommenen Uebersetzungen der indischen und der arabischen Sammlung „Tausend und ein Tag“ und „Tausend und eine Nacht“ mußten einer ganzen Reihe verwandter französischer Versuche den Namen leihen. Kaum hatte Gallands Uebersetzung „Mille et une nuits“ einen entschiedenen Erfolg gehabt, so fand sich der gewandte Gueulette mit seinen „Mille et un quart d'heures“ pseudo-tartarischen Geschichten ein, die den Feenmärchen durch orientalische Drapierung neue Reize verleihen sollten. Tatsächlich sind diese „Contes tartares“ ein buntes Gemisch verschiedener alter Schwänke und Anekdoten mit stark christlich-monarchischer Tendenz. Ähnlich verhielt es sich mit Mougarets „Les mille et une folies“. Selbst eine böse, gegen Féerie und Orient gleichmäßig gerichtete Satire von Jacques Cazotte machte eine Anleihe bei dem berühmten Titel und nannte sich „Mille et une fadaises“.

Ließ also dazumal der geschäftskundige Verfasser kein Mittel unversucht, um schon durch den Buchtitel die Neugier der Lesewelt zu reizen und seinem Werk einen wirklichen oder fiktiven Wert zu verleihen, so war er (wie übrigens noch durch mindestens ein Jahrhundert) mit seinem Namen erstaunlich zurückhaltend. Im 17. und 18. Jahrhundert erschien wohl der größte Teil der poetischen Werke *a n o n y m*. Mitunter machte sich einer jener Autoren, die schon durch die umfangreichen und geschwägigen Buchtitel der Geduld und Zeit ihrer Leser das beste Zeugnis ausgestellt hatten, wohl auch das Vergnügen, sein Publikum durch eine ganze Anzahl möglichst verzwickter *P s e u d o n y m e* zu narren. So verfügte der eben genannte Grimmshausen nahezu über ein Duzend, und sein wahrer Name wurde erst zweihundert Jahre nach seinem Tode ermittelt. Es scheint also der Schluß naheliegend, daß der Name des Autors bei der Menge des Lesepublikums weit weniger Anklang fand als der Name des Buches, daß er zu einer Zeit, da noch nicht eine unermüdliche Kritik dafür sorgte, den Mode-Autor auch dem letzten der Zeitungsleser ohrgerecht zu machen, weniger

leicht behalten wurde, daß der Mann hinter dem Werk zurücktrat.

Eine neue Anregung und eine nachhaltige erhielt der Buchtitel aus England. Richardson hatte seine „Clarissa Harlowé“, seine „Pamela or virtue rewarded“, seine „History of Sir Charles Grandison“, Sterne „The life and opinions of Tristram Shandy“ und „A Sentimental Journey through France and Italy“ geschrieben. Stofflich wie formal machten sie in Deutschland Schule. Wie der Roman durch die englischen Vorbilder, freilich auch schon durch die französischen Frondeure des 17. Jahrhunderts, die Scarron, Furetière, Sorel den Königen und Helden, den höfischen Schäfern, den präziösen Liebesintriguen entfremdet und dem bürgerlichen Leben gewonnen worden war, so verschwanden nun auch die lehrhaften, gelehrten und geschwägigen Buchtitel. Es war freilich hohe Zeit. Denn unter Händen, wie jenen des wackeren Everhard Happel, wurde der Roman eingeständenermaßen zu einem Compendium der zeitgeschichtlichen Ereignisse. Die Jahre 1685 bis 1691 wurden in sogenannten „Europäischen Geschicht-Romanen“ festgehalten, deren Titel methodisch einen „Italienischen Spinelli“, einen „Spanischen Quintana“, einen „Französischen Cormantin“, einen „Ottomanischen Bajazet“, einen „Deutschen Carl“, einen „Engelländischen Eduard“, einen „Bayerischen Max“ verhiessen. Selbstverständlich enthielten diese Titel auch genaue Rechenhaft über all das Nützliche und Angenehme, das man in dem Buch finden sollte, wie etwa die fürnehmsten Geschichten von Wunder, Krieg, Estats-Sachen, Angelegenheiten des Königreichs Frankreich, die fürnehmsten Schlachten, alle denkwürdige Geschichte, welche dieses Jahre über fürgefallen sind, dies alles mit anmutigen Liebes- und Helden-Geschichten schmackhaft garniert.

Damit war es nun, wie gesagt, mit einem Mal vorüber. Nicht bloß, daß englische Uebersetzungen das Land überschwemmten und mit ihnen auch die neuen kurzen Titel einzogen, so wurden diese neuen Titel auch überall nachgeahmt. Die deutlichsten dieser Nachahmungen, wie etwa Nicolais „Das Leben und die Meinungen des Herrn Sebaldus Nothanker“, das Sternes „Life and opinions“ zum Muster hatte, Hermes „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, die sich im Titel an „A sentimental journey“ anlehnte und etwas despektierlich

„Lottchens Reise ins Zuchthaus“ zur Folge hatte, Schummels „Empfindsame Reisen durch Deutschland“, Thümmels „Reise in die mittäglichen Provinzen“, des Musäus „Grandison der Zweite“ wollen am Ende nicht so viel besagen als die völlige Einbürgerung dieser neuen Spezies, als der radikale Umschwung, der sich nun auf den Titelblättern widerspiegelte. Konnte man eben noch gar nicht genug exotisch sein, gefiel man sich in fernen Weltteilen, auf den Höhen der Gesellschaft, in den verstiegensten Namen, so wußte man nun mit einem Male nicht, wie man sich bürgerlich, alltäglich genug geberden, wie man das neueste Ideal der Epik, „die Familiengeschichte“, deutlich genug im Titel ausprägen sollte. Nur ganz vereinzelt trifft man eine submisse deutsche Uebersetzerseele, die der „Clarissa“ das Prädikat eines vornehmen Frauenzimmers beizulegen für unerläßlich hält. Sonst beschränkt man sich nach englischem Muster möglichst auf bürgerliche Namen, den Amalien, Charlotten, Isabellen, der anglisierenden Miß Fanny Wilkes folgen bald gut deutsch die Emilien Sommer, Lorenz Arndt, Carl Sievers, Friedrich Engelhard (durchweg Namen, an denen man die bewußte schlicht bürgerliche Prägung deutlich erkennt) und vollends die Geschichten der Familien Wendelheim, Sommerfeld, Frink, Frank — wer zählt die Namen! Nun wird wieder einmal der Eigennamen, der ja fast so weit, als die literarische Tradition reicht, als Buchtitel sich nachweisen läßt, allen anderen Bezeichnungen vorgezogen: der bloße Eigennamen, nur selten durch eine erläuternde Zutat gestützt. Eine solche, mit dem immer beliebten „oder“ angefügt, ist dann nach englischem Muster gern didaktisch („oder die belohnte Tugend“), sie macht wohl auch dem Zeitgeschmack rasch eine Konzession: man findet eine „Geschichte aus unseren Tagen“, eine „Briefsammlung“, womit auf die von Richardson erfundene Brieftechnik angespielt werden sollte, „keine Liebesgeschichte“ und dergleichen Zutaten mehr, die den bloßen Familiennamen verdeutlichen sollten. Selbst dem ziemlich geringen humoristischen Bedürfnisse der Zeit sucht man durch Erfindung angeblich komischer Namen, wie Huldreich Wurmnamen von Wurmfeld und dergleichen gerecht zu werden; die „charakterisierenden“ Namen der larmoyanten Komödie, die Herren Klugheim und Schustig, die Damen Niedlich und wie sie alle heißen mögen, trifft man

dagegen auf den Titelblättern der Romane nur sehr vereinzelt an. Auf so grelle Effekte scheint man für die Epik verzichtet zu haben. Wirft man aber einen Blick auf die bekanntesten Romane der Zeit, auf der Sophie von La Roche „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, auf Engels „Herr Lorenz Stark“, auf A. Ph. Moritz „Anton Reiser“, auf Millers „Siegwart“, auf F. Jacobis „Allwill“ und „Woldemar“, auf Goethes „Leiden des jungen Werther“, auf ein Volksbuch wie Pestalozzis „Lienhardt und Gertrud“, so erkennt man, daß auch hier der bürgerliche Name als Buchtitel überall Anwendung fand. Dieser Vorliebe für den bloßen Namen, für die Kürze des Buchtitels konnten sich auch jene wohlgelehrten Herren nicht entziehen, die es nicht lassen konnten, unentwegt nach Art des 17. und 18. Jahrhunderts Geschichtsgedichte und Gedichtgeschichten ihrem Leser aufzutischen. Im Buchtitel konnten sie nun freilich nicht mehr ermunternd und belehrend wirken, und so mußten sie sich, wie die Mehrzahl ihrer historischen Nachfolger, begnügen, ihren Büchern bloße Namen — sapienti sat! — voranzusetzen. Und so traten denn, nach dem gewaltigen Vorbild von Wielands „Agathon“, die Alcibiades, die Spartakus und Epaminondas, die Marc-Aurel, Aristides und Themistokles, die Alexander und Attila und manche Persönlichkeiten aus der neueren Geschichte stattlich auf den Plan. Die Namen wurden nun wirklich ominös, sie verrieten dem kundigen Leser schon auf den ersten Blick, welche der herrschenden Richtungen sich in diesem oder jenem Buche barg. Neben den schlicht bürgerlichen und den antik-historischen kamen nun auch die romantisch-empfindsamen zum Vorschein; gleich dem Familien- und dem geschichtlichen Roman wollte auch der „Idealroman“ schon äußerlich erkennbar sein, und so wählte er exotische, schwungvolle, romantische Namen. Erinnern wir uns nur an „Hyperion“ und „Heinrich von Ofterdingen“, und denken wir an Jean Paul, der die komischsten Titel wählte: „Leben des Quintus Fixlein, aus fünfzehn Zettelkasten gezogen; nebst einem Mußteil und einigen Jus de tablette“; „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auental“; „Hesperus oder 15 Hundsposttage“; „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs“. Des letzteren skurril klingender Name bereitet direkt auf den bürgerlichen Helden und

das Milieu des Alltags vor. Der Einfluß, den die englischen Vorbilder auf das deutsche Epos nahmen, ist übrigens noch lange nicht erschöpft und liegt nach verschiedenen Richtungen; so nach der parodistischen. „Leben, Meinungen und Taten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten“ wären ohne Tristram Shandys Leben und Meinungen wohl anders benannt worden. Aber auch fern von jeder parodistischen Absicht spukten die empfindsamen Reisen durch alle möglichen und unmöglichen Gegenden, das Leben und die Meinungen der verschiedensten Leute, die neuen Grandisons noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, und wenn Tiedt seinen mit Gott und der Welt zerfallenen Wüßling William Lovell nennt, so beweist dies, daß Richardsons Lovelace lebendig in ihm fortwirkte. Daß der bloße Eigennamen, der bürgerliche Tauf- und Familienname, in Deutschland zu allen Zeiten gern Anwendung fand, bedarf kaum einer besonderen Betonung: Effi Briest, Hermann Zfinger und Martin Salander sind in unser aller Herzen fest eingegraben.

Allgemach war es reger in Deutschland geworden, die großen Ereignisse, die sich in anderen Ländern vorbereiteten, warfen ihre Schatten über den Rhein, die kühle Objektivität der englischen Buchtitel genügte nicht mehr, und die Tendenzen der Zeit verrieten sich schon auf dem Titelblatt. Nach dem Erscheinen von Diderots „La religieuse“ wurden „Mönchsintrigen“, „Pfaffen-, Nonnen- und Mönchsintrigen“, „Klostergeschichten“ zur Anlockung aufgeklärter Lesern gern angekündigt; aber einen wahren Männerstolz vor Thronen bewies jener Friedrich Christian Lauffhard, hallischer Privatdozent, dann gemeiner Soldat und Spion, schließlich Pfarrvikar und Sprachlehrer, der folgendes Buch schrieb: „Leben und Taten des Rheingrafen Carl Magnus, den Josef II. auf zehn Jahre ins Gefängnis nach Königstein schickte, um da die Rechte der Untertanen und anderer Menschen respektieren zu lernen. Zur Warnung für alle winzigen Despoten, Leichtgläubige und Geschäftsmänner geschildert“ . . . Auch darin zeigten sich die aufklärerischen Tendenzen, daß eine gewisse Gleichmachung der Stände schon in den Titeln als Köder ausgeworfen wurde: ein „edler Taschenspieler“ wurde von C. F. W. C. Follenius dem Publikum vorgeführt, J. F. C. Albrecht verkündete mit wichtiger Miene die große Wahrheit: „Fürsten sind oft am unglücklichsten.“ Während der Einfluß

fremder Literaturen verhältnismäßig gering ist und nur ganz vereinzelt die Einwirkung eines *Cyrano de Bergerac*, eines *Gil Blas*, auch wohl *Rousseaus* sich geltend macht, ist es die deutschpatriotische Renaissance, die für den Buchtitel besonders bedeutungsvoll wurde. Schon von *Gottsched* einträchtig mit den Schweizern gefördert, dann von Männern aller Richtungen, *Ramler*, *Lessing*, *Klopstock*, *Gleim*, *Wieland*, *Möser*, *Herder*, *Goethe*, *Bürger* und vielen andern eifrig aufgenommen, seit *Goethes* „*Goetz*“ und dem Ritterstück von steigendem Einfluß, wußte die altdeutsche Renaissance, die so handgreiflich auf die Pracht und Kraft der eigenen Vergangenheit hinwies, bald Anhänger in den breiten Schichten der Lesewelt zu werben. Dies beweist nichts so deutlich, wie die Titel der neuen „historischen“ Romane. Wo waren nun die *Alcibiades* und *Spaminondas*, die Antike und der Hellenismus geblieben, wie sie eben noch deutsche Herzen erquickt hatten? Scheu hatten sie sich vor den Sagen aus deutscher Vorzeit, vor den wahren deutschen tragischen Rittergeschichten geflüchtet, und an ihre Stelle traten raffelnden Schrittes *Ludwig der Springer*, *Graf von Thüringen*, *Heinrich der Eiserne*, *Graf von Holstein*, *Otto der Schütz*, *Junker von Hessen*, von einem langen, langen Gefolge heimischer Ritter und Fürsten und „huldreicher“ Frauen, wie *Jakobine von Bayern*, *Gräfin von Holland* oder *Frau Sigbritte* und ihrer schönen Tochter, begleitet, just so wie *Kaspar der Torringer* und *Otto von Wittelsbach* die Bretter, die die Welt bedeuteten, erheben machten. Wäre man etwa geneigt, die Associationen, die das Publikum an solche Belebung der Vergangenheit knüpfte, zu überschätzen, so braucht man nur einen Blick auf jene Literatur zu werfen, die in direktem Zusammenhang mit der deutschen Ritterrenaissance, stark beeinflusst von der englischen „Schule des Schreckens“, gedieh, nämlich auf die Räuber-, Gespenster- und Geisterepik und die übrige nach Stoff, Technik und Tendenz wieder mit dieser eng verwachsene Unterhaltungsliteratur. Verhältnismäßig am harmlosesten muten diese Buchtitel noch an, wenn sie, was ja ihr Zweck war, das Schauerliche in den Vordergrund rückten, wenn sie also *Blutgerüst*, *Seeräuberkönigin*, *Coronato den Schrecklichen*, *das Haupt der Bravos*, *wahnsinnige Könige*, *die Hölle auf Erden*, *den Bund der Schrecklichen*, *den Dolch im Busen der Freunde*, *die schrecklichen Blutsgegnossen der*

Finsternis, den Brautfuß auf dem Grabe oder die Trauung um Mitternacht zu ihrem eisernen Bestand zählten, wenn sie Selbstmörderbiographien, Biographien der Wahnsinnigen vertrießen, wenn — oft zu ganz löblichem sozialem Zweck — Reisen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers unternommen wurden, wenn der Gespensterglauben in jeder Form, von rationalistisch-aufklärerischer und witzelnder Ueberlegenheit bis zu allen Schauern des Geheimnisvollen, ausgenutzt wurde, wobei der Name von Schillers „Geisterseher“ natürlich gern ge- und mißbraucht wurde. Der bloße Eigennamen ohne Zusatz konnte natürlich diesen weitichweifigen und groben Inhaltsangaben nicht genügen, und so gern man den Titel des erfolgreichsten der Räuberromane, des „Rinaldo Rinaldini“, ausschrotete, so wenig ahmte man August Vulpus darin nach, daß man es mit einem bloßen Glorioso, Armidoro oder Leontino genug sein ließ. Es bedurfte eben stärkerer Mittel, um die Leser das Gruseln zu lehren. Liebenswürdiger Josef Alois Gleich, der du unter dem Namen Dellarosa jene Ritter- und Räuberromane schreibst, wie sie in dem heiteren Schwank „Die Vorlesung bei der Hausmeisterin“ heute noch die Hörer ergözen, skrupelloser Spätling eines abgehärteten Geschlechtes, was hast du unversucht gelassen, um deine Leser gleich beim Aufklappen deiner Bücher in die rechte Stimmung zu versetzen! Obchon wir bereits (S. 16) eine kleine Auslese dieser Titel mitgeteilt haben, können wir es uns nicht versagen, noch einige dieser Titel, die so glücklich deutsches Rittertum mit allen Schrecken romanischen Banditenwesens vereinen, hierherzusetzen: Ridogar, Fürst der Hölle, oder die Teufelsbeschwörung in der Geisterburg; Albertine von Gallicien oder das Gespenst in der Totengruft; Astolfo der Guerilla-Hauptmann oder das unterirdische Blutgericht in Barcelona, Schreckensszenen aus dem spanischen Krieg; Astrubal der Löwenkopf oder die Riesenschlacht bei Wiener Neustadt; Azzo von Auenring oder das Gericht der Totenritter auf dem Niederberg; Drahomira mit dem Schlangenring oder die nächtlichen Wanderer in den Schreckensgefängnissen von Karlstein, eine Schauer-geschichte; Dunkan der Höllendrache oder die gespenstige Felsenmutter auf Gutenstein; Eugen von Waldenhorst, der lebendig begrabene, oder Bruderhaß und Weibertreue, romantische Räuber-geschichte; Mahomed der Eroberer oder die Totenbrücke in

Konstantinopel, Liebes- und Greuelzenen aus blutbefleckter Zeit; Radomar der Leopard, Bundeshaupt der Flammenritter oder der Totentanz im Wiener Wald; die Schloßruine im Walde oder Graf Rinaldos fürchterliche Gestalt . . .

Man muß zugestehen, daß derartige Ankündigungen auch das sensationslüsternste und denksfaulste Lesegemüt zu befriedigen geeignet sind; aber ein Element, das doch dem Geschmack seiner Leser so sehr entsprochen hätte, das war durch den braven Gleich anerkanntenswerter Weise nicht in Anwendung gekommen. Das „Pifante“, das Zötchen schon auf dem Titelblatt, hatte er verschmäht, während es doch für viele seiner Vorgänger der erwünschteste Köder gewesen war. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts etwa begann man sich mit den schönsten und merkwürdigsten Buhlerinnen der Zeit zu beschäftigen, Bekenntnisse einer Buhlerin herauszugeben, das Archiv der Liebe, des Genusses und der Weiblichkeit zu bereichern, Skizzen aus dem Leben galanter Damen heuchlerisch als Beiträge zur Kenntnis weiblicher Charaktere, Sitten, Empfindungen und Kunstgriffe auszugeben (Vulpinus), auch wohl eine „schöne Solotänzerin“ als vielversprechende Heldin eines Romans anzukündigen.

Im allgemeinen war man um jene Zeit zu einer ziemlich gleichmäßigen Schablone des Buchtitels herabgekommen: man setzte den Namen des Helden auf das Titelblatt und versah ihn mit einer möglichst vielsagenden Zutat. Man kann nicht sagen, daß der entscheidende Umschwung von den Romantikern ausging, obgleich der neue Feldruf „Romantisch“ auch von Autoren, die der romantischen Richtung fern standen, nun gern zur Anpreisung ihrer Ware verwertet wurde. Auch die Romantiker mit ihrer „Lucinde“, ihrem „Godwi“, „William Lovell“, „Franz Sternbalds Wanderungen“ usw. bewegten sich im allgemeinen in der ausgetretenen Bahn, höchstens daß hin und wieder, wie in Arnims „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein“ archaisierende, in Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl“ volkstümliche Versuche gemacht wurden. Eine Aenderung trat erst dann ein, als man die bloße Familiengeschichte glücklich überwunden hatte, als man sich nicht mehr mit dem moralisierenden Lebensgang eines einzelnen Individuums begnügte, als man im Roman Lebensbilder ganzer

Epochen, Stände, Klassen, Kreise nachzuzeichnen unternahm. Dies geschah vor der Revolution von 1848, noch bevor der Roman in der Hand des jungen Deutschlands zum Tendenzwerk wurde und im Gewand des „Romanes des Nebeneinander“ erschien. Je weiter die Weltbilder ausgriffen, die man zeichnen wollte, desto weiter wünschte man auch den Titel zu fassen. „Dichter und ihre Gefellen“ hatte Eichendorff vorgeführt, in den „Epigonen“ wollte Immermann die ganze Zeit abspiegeln. Ähnliches bezweckte Laube im „Jungen Europa“, Gutzkow in den „Rittern vom Geist“. Und immer mehr setzte sich die Mode durch, den Lebenskreis, dem man sein Werk gewidmet hatte, schon im Titel zu umgrenzen. So wandte sich Heyse weitherzig allen „Kindern der Welt“, Spielhagen den „Problematischen Naturen“ zu, so berichtete die Hahn-Hahn „Aus der Gesellschaft“, und die Lewald wanderte „Von Geschlecht zu Geschlecht“. Aber auch wenn man sich engere Grenzen zog, nahm man keinen Anstand, mit ausgestrecktem Finger auf den Stand oder die Klasse hinzuweisen, die man eben im Sinn hatte. „Soll und Haben“, „Die verlorene Handschrift“, „Auf der Höhe“, „Europäisches Sklavenleben“, „Hammer und Amboß“, „Im Paradiese“ sind in halb vergangener Zeit ebenso gut Belege für dieses Streben, wie „Die Betrogenen“, „Die Verkommenen“, „Die bunte Reihe“, „Die Alten und die Jungen“, „Die Pöggenspubl“ in unseren Tagen. Neben der Bezeichnung der Volksschicht kam man nunmehr noch auf andere Hilfsmittel, um dem Leser das, was er zu erwarten hatte, rasch vor Augen zu führen: ein bekanntes Lokal, ein Name, ein Datum, ein Sinnspruch erschienen nun als Buchtitel von teilweise nur kurzlebiger Wirksamkeit. „Nach Amerika“, „Unter dem Aequator“, „Sebastopol“, „Aena Sahib“, „1812“, „1813“, „Bravo rechts“, „O Du mein Oesterreich“ (in neuester Zeit) — solche Begriffe und Schlagworte, die einem jeden geläufig waren, machte sich nun auch die erzählende Literatur zu nutze; am geistreichsten hat wohl Willibald Alexis einer ganzen Epoche ihr berichtigtes Wort „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ als Etikette angeheftet. Es konnte nicht fehlen, daß das Leihbibliotheksfutter, das noch vor 50 Jahren ohne Galgen und Rad, Moderduft und Kettengerassel sich nicht behelfen konnte, nunmehr allerhand nachdenkliche, großsprecherische und scheinbar tiefe Devisen sich aussuchte.

„Im Szepter und Krone“, „Europäische Züge und Gegenzüge“ und ähnliche Titel sollten den Anschein politischer Bedeutung, überraschender Aufschlüsse über die feinsten Fäden der Zeitgeschichte erwecken. Mußte man aber schon auf politischen Schein verzichten, so suchte man zum wenigsten einen gnomischen, mehr oder weniger tief anmutenden Satz zum Titel. Gut die Hälfte aller Leihbibliotheksregale müssen mit sentenziös betitelten Büchern, wie „Auf dunklem Pfad“, „Aus eigener Kraft“, „Um ein Weib“, „Ins Leben verirrt“, „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“ und vieles dergleichen mehr, angefüllt sein. Nur so ganz naive und kritiklose Buchmacher wie Luise Mühlbach fanden es auch jetzt noch für gut, ihren historischen Puppen ganz persönliche Prägung zu geben und dem Leser vorzutäuschen, er befinde sich am Hofe Kaiser Josefs, Kaiser Leopolds, König Friedrichs und wer weiß, wo sonst noch. Der Eigename als Buchtitel, von dem wir ja wissen, daß er nie ganz außer Gebrauch kam, fand als weiblicher Vorname bei einem Kreise weiblicher Schriftsteller neue Beliebtheit: nach dem unseligen Vorbild von Claurens „Mimili“ feierten nun die Geierwallis, Goldelfes und deren Schwestern fröhliche Urständ.

In unseren Tagen sind die Titel durchweg einfacher und natürlicher als früher, doch gibt es auch noch genug sensationelle neben einigen wenigen humoristischen.

Es darf uns nicht wundern, wenn bei der ausgesprochenen Wichtigtuerei, in die der Buchtitel noch vor wenigen Jahrzehnten verfallen war, ein und der andere Autor, und gerade nicht der schlechteste, mit dem Leser ein wenig Verstecken spielte. Zu diesen zählt kein geringerer als Wilhelm Raabe, der es jenen ungemein schwer macht, die über Bücher zu sprechen lieben, von denen sie nur den Titel kennen. Was kann man aber über ein Buch sagen, das „Unseres Herrgotts Kanzlei“ oder „Abu Telfan“, „Der Schüdderump“ oder „Deutscher Mondschein“, „Horacker“, „Wunnigel“ oder „Das Horn von Wanza“ heißt? Nirgends die gemeine Deutlichkeit eines Aushängeschildes; Raabe verlangt, gelesen zu werden. (Wer sich liebt, liest ihn nicht nur einmal.) Gibt es also auch heute noch Autoren, die durch einen etwas weither geholten oder manierten Titel den Leser „irreführen“, die ihm wohl auch eine mehr oder weniger tiefe Frage vorlegen („Was will das werden?“ „Woher tönt dieser Mißklang durch

die Welt?“), so sind wir von der Qual des Waschzettelstitels glücklich erlöst, und auch die Gedankenarmut, die sich an den Namen des Helden klammert, macht sich weniger geltend. Unsere westlichen und nördlichen Vorbilder haben uns knappe, präzise Titel gelehrt, die den Inhalt weder ausplaudern, noch verbergen und hin und wieder eine verständliche Allegorie zulassen. „Krieg und Frieden“, „Rom“, „Paris“, „Die Erde“, „Das Geld“, „Hunger“, „Auferstehung“ sind Titel, die für uns in ihrer Präzision maßgebend wurden. Einer der größten Meister der Namengebung, Konrad Ferdinand Meyer, reihte sich diesen fremden würdig an. Die Uberschriften seiner Novellen zeichnen sich durch fast wundersame Klarheit, Einfachheit und Treffsicherheit aus. Es ist, als wäre der Titel mit diesen Novellen organisch verbunden; nicht umschlößt er sie, nach einem Wort Goethes über den Namen, gleich einem Mantel, er schmiegt sich wie ein Gewand aufs feinste an ihre Formen. An solchen Mustern haben sich die Jungen gebildet: ohne Ruhmredigkeit kann man Titel, wie „Frau Sorge“, „Das Schädliche“, „Das tägliche Brot“, „Aus guter Familie“, „Werther der Jude“, „Der Grabenhäuer“ und viele andere, zu den gelungensten rechnen, die sich von platter Inhaltsangabe ebenso entfernt halten, wie von manierierter Undeutlichkeit oder reklamehafter Weiterschweifigkeit.

Lessing sagt im 21. Stück seiner Hamburger Dramaturgie: „Ein Titel muß kein Küchenzettel sein. Je weniger er von dem Inhalt verrät, desto besser ist es. Dichter und Zuschauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Komödien selten andere als nichtssagende Titel gegeben. Ich kenne kaum drei oder vier, die den Hauptcharakter anzeigten oder etwas von der Intrigue verrieten. . . . Mancher Stümper hat zu einem schönen Titel eine schlechte Komödie gemacht und bloß des schönen Titels wegen.“

Wir wollen durchaus nicht die Forderung aufstellen, daß der Titel nichtssagend sein soll. Man hüte sich auch vor diesem Extrem. Der Titel soll nicht alles sagen, aber „etwas muß er doch sagen, gleichsam in die Richtung des Weges deuten, welchen der Verfasser den Leser zu führen gedenkt.“\*)

\*) Spielhagen, Beiträge. S. 103.

Was schließlich den Namen des Verfassers betrifft, so ist die Frage, ob anonym oder pseudonym, in den meisten Fällen gegenstandslos. Die Gründe, die früher zumeist für die pseudonyme oder anonyme Veröffentlichung maßgebend waren — die Stellung des Autors und die Gewagtheit des Inhalts — kommen jetzt in der Regel nicht mehr in betracht, zumal nichts so unbedeutend und nichts so gewagt ist, was nicht seinen Verleger und seine Leser fände. Pseudonyme werden zumeist nur mehr von denjenigen Schriftstellern beibehalten, die unter ihrem angenommenen Namen früher bekannt geworden sind. Man hat übrigens gerade in unserer Zeit die Erfahrung gemacht, daß anonyme Verfasser von Aufsehen erregenden Werken zumeist schon nach wenigen Wochen allgemein bekannt und in den illustrierten Blättern abfontersert werden. Es hat also in den meisten Fällen keinen Zweck, sich hinter der Anonymität oder einem Pseudonym zu verbergen. Zu tadeln aber ist es, wenn Schriftstellerinnen sich männliche Pseudonyme aneignen. Den Doktor und sonstige Titel (Hofrat und dergl.) kann ein Schriftsteller auf dem Titel seines Romans ruhig weglassen, denn die besten Romane rühren von Männern ohne solche Titel her.

